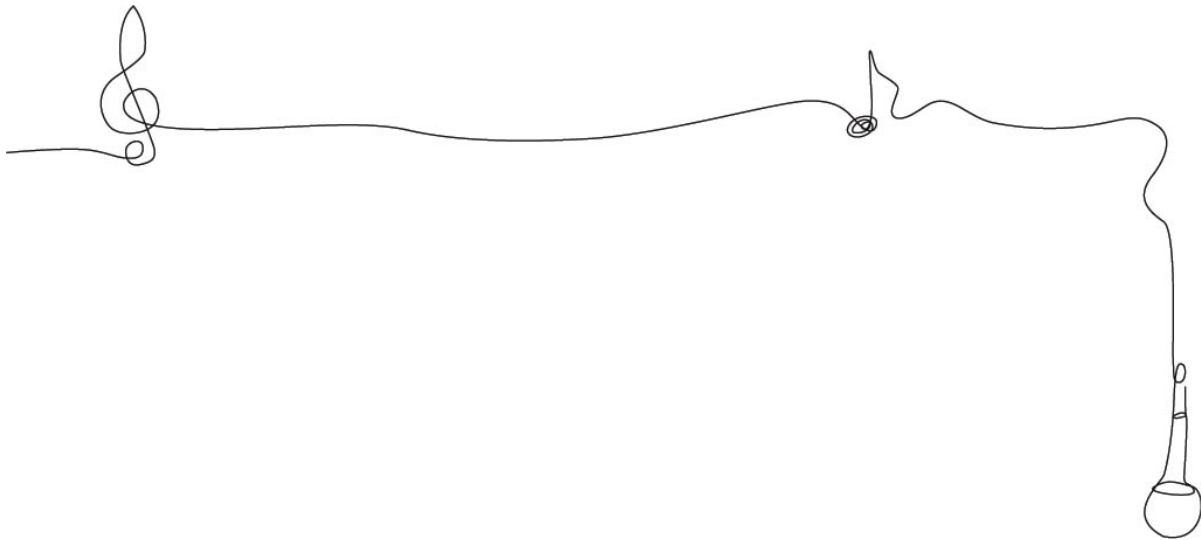


## Kapitel 2



*„Ich denke, wir sind am menschlichsten, wenn wir scheitern.  
Schade nur, dass es uns dabei nicht so gut geht.“*

„Erich, Erich, was machst du denn hier?“

Das fragte ich mich auch.

Ich arbeitete im Blopp-Shop am Rundweg. Es war kein großer Getränkemarkt, aber durch den häufig genutzten Lieferservice hielt sich Willi, meine Chefin, über Wasser. Sie hieß eigentlich Wilhelmine, aber der Name war allen zu lang und Willi passte auch besser zu ihrem schmucklosen Auftreten. Blopp hatte Fruchtsäfte anzubieten, die in der Region abgefüllt wurden, und förderte besondere Produkte, die durch Witz und Botschaften auffielen. Natürlich verkauften wir Lemonaid, die mit dem Slogan „Trinken hilft“ neue Wege ging. Ein Kräuterlikör hieß „Die Impfung“, und der „Dörenhagener Rachenputzer“ war ein Verkaufsschlag. Es gab sogar eine Streuobst-Community, die einen Apfelsaft anbot, durch deren Verkauf ein Computerraum in der Seniorenresidenz in Schloss Hamborn eingerichtet werden sollte. Der Blopp-Shop hatte einen leicht zu merkenden Namen und im Laden herrschte eine chaotische Atmosphäre, die so etwas wie Gemeinsinn entstehen ließ. Hier durfte jeder anders sein, was viele Vor- und Nachteile mit sich bringen konnte. Wir waren Singles und hatten nur einander. Willi war bereits viermal verheiratet gewesen, das musste man erstmal überstehen, und hatte danach einfach aufgehört, ihr Glück in einer Zweierbeziehung zu suchen. Auch ich war

ein gebranntes Kind und glaubte nicht mehr daran, mit 49 Jahren einer Traumfrau zu begegnen. Willis beste Idee war sicherlich das Anschlagbrett gewesen, das sie im hinteren Bereich des Ladens angebracht hatte. Nach Durchforsten des Zettelwaldes konnte man einen Badezimmerschrank kaufen, seinen Papageien loswerden oder ein Blind Date anzetteln. Auch wenn man hier Getränke einkaufte, fühlte man sich nachher besser als vorher, sogar wenn man die Probierstation links liegen gelassen hatte. Es gab Kunden, die das Pilger Bier so ausgiebig probierten, dass sie es nachher nicht mehr kaufen konnten.

Eigentlich waren wir erfolgreich. Selbst im Internet bewerteten uns 497 User als nutzerfreundlich.

„Was sind das für Menschen, die Zeit haben, einen Getränkemarkt zu bewerten?“, fragte Willi.

Sie hatte sich, wie immer, sehr lässig gekleidet und trug einen grauen Overall und orangene Chucks.

„Ich habe auch dreißig Wertungen abgegeben.“

„Gibt es solche Wertungen über jeden?“, fragte Willi.

„Nur TRi TOP steht über allem. Wer sich an TRi TOP vergreift, ist es nicht wert, Granini zu trinken.“

„Ihr und euer TRi TOP“, sagte Willi, die lieber mit einer Flasche „Hohes C“ ihren Vitaminhaushalt ausglich.

Gerade in diesem Sommer boomte das Geschäft. Alle hatten Durst und horteten in Garage und Keller Unmengen von Mineralwasser. Willi ging es gut. Ein Vorteil war es, dass man auf dem Hof einen Parkplatz fand. Alles passte zusammen, sogar die direkte Nachbarschaft zu einem Kinderarzt erinnerte daran, dass man nicht übermäßig zuckerhaltige Limonaden einkaufen sollte. Man fand schnell, was man brauchte, und alles war so platziert, dass man leicht mit dem Einkaufswagen daran vorbeikam. Im Sommer wurde eine Eistruhe vor die Kasse geschoben und im Winter verschwand sie wieder im Depot. In einer Ecke lagerte Knabberzeug und am Empfang standen Eier von Wernys Hühnerhof. Natürlich liefen die Hühner von Werny frei herum, obgleich sie nie wussten, wohin sie wollten.

„Genau wie ich“, sagte Willi.

Hier gab es Bier, Wasser, Limonaden und andere Familiengetränke. Es stand sogar ein Gummibaum im Gang, der nie gegossen wurde, als wäre er aus Plastik. Vielleicht war er das auch.

Ansonsten verzichtete Willi auf die Gestaltung der Räumlichkeiten und ließ als Auflockerung nur Getränkereklamen zu. Ausnahmen waren ein Indianer-Poster mit Uschi Glas und das Schild über die Regel, dass laut Paragraph 1 der Chef immer recht hat, und dass, wenn er laut Paragraph 2, nicht recht hat, automatisch wieder Paragraph 1 in Kraft tritt. Willi war zwar meine *Chefin*, aber solche Haarspaltereien hinderten sie nicht daran, so ein Schild hängen zu lassen. Dieses Schild schien in jedem Getränkemarkt einen Platz gefunden zu haben und war auch schon im Blopp, als der

Laden noch „Durstlöscher“ hieß und seinen Besitzer, Gott hab ihn selig, als besten Kunden verlor.

Ich gähnte. Ich war früh aufgestanden, weil man bei der Hitze nicht schlafen konnte. Immer und immer wieder war ich den gestrigen Abend durchgegangen und hatte überlegt, ob ich einen Fehler begangen hatte. Sterben war schwer genug, aber leben? Alles war geplant und überlegt gewesen. Vielleicht hatte ich schon als Kind, dem der blaue Ballon in den Himmel entglitt, entschieden, dass das Leben unaushaltbar war. Vielleicht hatte sich schon in der Schule, als allen Wundern durch jede Erklärung die Geheimnisse ausgetrieben wurden, dieser Ausweg in seinem Kopf festgesetzt. Vielleicht hatte ich aber auch schon als Erwachsener, der hilflos von einer Beziehung in die andere gestolpert war, das Warten auf die Liebe aufgegeben und war so auf Gott getroffen.

„Wo ist Gott eigentlich?“, fragte ich mich und schaute auf die Uhr.

Ich meine, ich war schon aus dem Schützenverein ausgetreten, und hatte einen Abschiedsbrief geschrieben. „Liebe Schützen, ich marschiere in eine andere Richtung.“ Ich hatte auch schon meinen Joggerfreunden getwittert, dass ich eine Zeit lang aussetzen würde, aber zum Glück hatte ich nichts versprochen und noch keine Zeitangaben gemacht. Mein Entschluss war so endgültig gewesen, dass ich kein Kaffeepulver im Haus hatte, und was ist das Leben ohne Kaffee? Ich entdeckte in der Speisekammer die lösliche Variante aus dem Glas, aber dessen Körner waren zu einer festen Masse verschmolzen und der erste Tag meines neuen Lebens zeigte sich gleich wieder als das, was das Leben immer gewesen war: unlebbar.

Ich hatte nicht einmal den Mülleimer rausgestellt, damit er nicht nach der Entleerung mutterseelenallein auf dem Bürgersteig überblieb. Ebenso gab ich meiner Nachbarin den Rasenmäher zurück, auch wenn ich ihn nun wieder brauchen könnte, denn dem Rasen war's egal, was ich aus meinem Leben machen würde: Er wuchs. Ich hatte alles geplant wie einen Umzug. Was nehm ich mit, wer bekommt die Goldfische, wer darf sich um die Blumen kümmern? Was ich nicht mehr brauchen würde, konnte weg, also konnte alles weg.

Natürlich fiel das schwer. Ich war Sammler. Ich sammelte alles, was man sammeln konnte, und stand auf Buntes, Kitschiges und Unnützes. Meine Kitsch- und Schnulzenleidenschaft war gefürchtet. Ich las die *Bravo* und abonnierte *Das Goldene Blatt*. „Tanzt Helene Fischer noch mit ihrem Tänzer aus der Reihe, will Maite Kelly abnehmen und wurde Daniel Kübelböck in Dörenhagen gesehen?“ Mein Wissen war abendfüllend und für all diejenigen, die noch bei Trost waren, eine Zumutung. „Wissen Sie, dass Heino mal Bäcker war?“

Ich sammelte Musik von Künstlern, die eigentlich Jazz und Chansons sangen, aber in Deutschland mit Schlagern Karriere machten. Wie fühlte sich Catarina Valente, die in Amerika mit den besten Musikern der Welt zusammenarbeitete, aber hier belanglose Lieder trällern musste? Wie ernüchternd musste es gewesen sein, Lieder zu singen, die sie sich selbst nicht anhören würde? So wurden fröhliche Weisen zu traurigen

Abgesängen, die mir das Leben erklären konnten. Es gab nichts Berührenderes als Mireille Mathieu zu hören, die mit ihren anspruchslosen Schnulzen im Blauen Bock auftrat, aber in Frankreich mit Edith-Piaf-Abenden große Säle füllte – der Mensch ist sich für nichts zu schade, wenn er geliebt werden will. Ein Lied wie „Akropolis adieu“ brach einem das Herz, gerade wenn man noch nie in Griechenland gewesen war. Mein Wissen über fremde Länder stammte aus solchen Werken. Da wurde über eine andere Kultur gesungen, als hätten wir deren wahre Seele erkannt. Kennt jemand ein Chanson über unsere funktionierende Mülltrennung oder gibt es ein italienisches Lied über unser Flaschenpfand? Über was singt man, wenn man über Deutschland singt? Ist der Schlager „Abschied ist ein scharfes Schwert“ eine Liebeserklärung an Solingen? Haben Sie schon mal ein Alphorn in einem Reggaesong von Bob Marley gehört?

Ich hatte meine Hinterlassenschaften schnell unter die Leute gebracht. Willi hatte mein ausklappbares Gästebett bekommen, meine Nachbarin den Gardena Gartenschlauch und meine Waschmaschine hatte ich meiner Ex versprochen, wenn sie sie selbst abholte. Meine Gitarre hatte ich meinem Patenkind und die Spielesammlung der Kita im Gemeindezentrum geschenkt.

Meine „fast liebsten“ Bücher und die „zweitbesten“ Schnulzen-CDs hatte ich unter Bekannten verteilt, wobei sich die Freude in Grenzen gehalten hatte. Wer schätzte schon die Kitschbücher von Rosamunde Pilcher? Wer hörte sich freiwillig die zweitbesten Schnulzen-CDs aller Zeiten an? Wir reden hier nicht von Evergreens der Marke Marianne Rosenberg. Ich meine wirklich die Flops von Ricky Shane und Bata Illic, dessen Hit „Ich hab noch Sand in den Schuhen von Hawaii“ einem schon die Birkenstocks ausziehen konnte.

Zum Schluss, als ich mich immer mehr den Top 5 meiner Lieblingsdevotionalien näherte, brach ich die Aktion ab. Wer konnte sich von seinen Schätzen trennen? Das war doch so, als machte man mit seiner Freundin Schluss. Mir fehlten schnell die Bücher aus der zweiten Reihe. Wer liebte so wie ich die Biografien von Dieter Bohlen, Jule Neigel und Boris Becker, die in keiner Trash-Sammlung fehlen sollten?

Plötzlich taten sich in meinem Bücherregal riesige Lücken auf und es fehlten Brücken zu meinen wahren Vorlieben. Ich musste sogar aufpassen, dass ich keine Sehnsucht bekam nach meinen zweitbesten LPs und sie in meiner persönlichen Hitparade wieder auf die vorderen Plätze schnellten. Ich hatte seit Jahren keine LPs von Christian Anders mehr aufgelegt, nun wachte ich mit der Melodie von „Es fährt ein Zug nach Nirgendwo“ auf, und mir wurde schmerzlich bewusst, dass das nun mein Steuerberater hören würde, dem ich alle meine Christian-Anders-LPs überschrieben hatte. Ich verschwendete sogar Gedanken an Gavin du Porter, der mal mit Ireen Sheer verheiratet gewesen war, und nun als Single bei meiner Zahnärztin aufgelegt wurde.

Ich kannte keinen Lebensmüden, der Aufzeichnungen über seine letzten Tage hinterlassen hatte. Man fing bei Null an. Niemand erinnerte einen daran, die Zeit umzustellen oder den Kanarienvogel freizulassen. Vergessen sollte man auch nicht, Bücher zurückzugeben, die man aus der Stadtbibliothek ausgeliehen hatte, wenn man nicht eine böse Überraschung erleben will. Bei der Überziehung der Ausleihfristen

verstehen die keinen Spaß, da kann man sich umbringen, wie man will, die erwischen einen noch im Jenseits, und das kann eine teure Angelegenheit werden. Natürlich hatte ich auch überlegt, am Ende etwas Großes und Einmaliges zu hinterlassen, aber dann wusste ich nicht, was ich sagen sollte. Mein Leben war nicht groß und einmalig. Wenn ich aufstand war ich müde und wenn ich ins Bett fiel auch. Ich hatte einfach nichts entdeckt, dass mich groß und einmalig machte und deshalb blieb mir nur noch dieser Ausweg.

Ich gähnte und kniff die Augen zusammen. Nun stand ich wieder vorm Blopp-Shop und schlug meine Zeit tot. Willi staunte nicht schlecht, als sie mich dort herumlungern sah.

„Erich, Erich, was machst du denn hier?“

Ich war verlegen. „Kannst du mich noch brauchen?“

„In diesen heißen Tagen brauche ich alles, was eine Kiste tragen kann. Blopp ist für alle da.“

„Dann mache ich den Vormittag?“

„Klar, und ich kann Getränke ausfahren.“

„Gib es Dringendes zu tun?“

„Alle Kühlschränke müssen aufgefüllt werden und Specki kommt.“

Kühlschränke auffüllen ist klar, das gehörte zum Job, aber mit Specki abhängen ist eine andere Kiste. Specki hieß nicht etwa Specki wegen seiner unreinen Haut, obwohl er die auch hatte, sondern wegen seines Nachnamens: Spekowiak. Er hieß eigentlich Urs, aber wer sagte schon „Urs, du nervst“, wenn man von jemanden genervt war? „Specki, du nervst“ klang anders und war nicht so gemein, dass er in Tränen ausbrechen würde. Manche hielten sogar den Spruch für seinen Vor- und Zunamen. „Specki du Nervst“ wie „Gavin du Porter“. Specki hing seit Jahren bei uns rum. Er gehörte zur Bloppfamilie, kam immer vorbei und nervte so lange, bis wir uns an ihn gewöhnt hatten. Wir hatten ein Sofa im Lager stehen, wo er manchmal schlief, wenn wir ihn nicht mehr sehen wollten, aber wenn er weg war, fehlte er uns. Er kannte sich im Internet aus und konnte sich dort verirren wie ich in meiner Kitschwelt. Wir hatten sogar einen gemeinsamen Blog, den wir „Nervereien“ nannten: Ich lieferte den Text und Specki stellte ihn rein. Der Blog war unser Baby. Sagt man das noch? Ich sage das sonst nie, eigentlich nur, wenn was cool klingen soll, aber normalerweise sage ich so was nie. „Der Blog war unser Baby“ soll nur heißen, dass wir uns wirklich voll in die Sache reinhängen. Der Blog war also unser Baby und unsere Beschäftigungstherapie. Man musste was zu tun haben, wenn keiner kam, um Getränke zu kaufen. Specki und ich arbeiteten dann an unserem Blog und Willi machte irgendwas, wobei sie uns nicht sehen musste. Früher dachte ich immer, ich würde mal Schlagertexter werden, „Du bist mein Baby und meine Lady“, nun war ich Blogger.

„Der Blog ist unser Baby, oder?“, fragte Specki.

„Specki, du nervst.“